

Rede des Bloch-Förderpreisträgers Dr. Navid Kermani am 5. November 2000

Sehr verehrte Damen und Herren,

als erstem Islamwissenschaftler wird mir die Ehre zuteil, mit dem Ernst-Bloch-Förderpreis ausgezeichnet zu werden. Naheliegender wäre es, in meiner Rede auf Ernst Blochs Beschäftigung mit dem Islam einzugehen, die insbesondere aus einem klugen Traktat über Avicenna und einigen uninformativen Kapitelchen im *Prinzip Hoffnung* besteht. Aber ich möchte das nicht tun, sondern auf ein Gebiet mich vorwagen, das das meine nicht ist und mich doch viel mehr angeht als Blochs Auseinandersetzung mit meinem eigenen Fachgebiet. Ich möchte auf die Philosophie Blochs eingehen, auf die eine und wesentliche Idee, von der sie kündigt: das Heil, das aus der Geschichte erwachsen muß. Da ich ein Philosoph nicht bin und mir von der Islamwissenschaft nur bedingt Hilfe verspreche, nehme ich mir die Freiheit, mich Bloch ganz unphilosophisch, ja unwissenschaftlich zu nähern: Gedanken eines Wiederlesers.

Ich nehme an, daß viele Preisträger der letzten Jahre und damit viele meiner Vorredner die Aktualität Blochs zu begründen versucht haben, die sich offenkundig nicht von selbst versteht. Natürlich stoße auch ich regelmäßig auf jene Äußerungen, wonach Bloch hoffnungslos veraltet sei, und was mich an ihnen am meisten ärgert, ist ihr Gestus des Abfälligen. Und dennoch bin ich nicht in der Lage, den an dieser Stelle möglicherweise erwarteten Beweis für die Gegenwartigkeit des Blochschen Denkens zu liefern, im Gegenteil: das Werk Ernst Blochs erscheint mir tatsächlich hoffnungslos veraltet zu sein. Die Betonung liegt auf "hoffnungslos", denn wie wenig Hoffnung ist verblieben, das sich ein noch recht junger, nicht zynisch gewordener Leser wie mir zu einem solchen Urteil hinreißen läßt, das ihm selbst nicht geheuer ist, zu einem solchen Verdikt über einen Autor, den er bewundert, zu dem er sich hingezogen fühlt, in dessen Namen geehrt zu werden ihn mit Stolz erfüllt. Ich will mir nichts vormachen: Bloch ist veraltet. Ich lese die *Spuren* und staune, daß es nicht Jahrhunderte, sondern nur ein paar Jahrzehnte sind, die mich davon trennen. Ich kehre zum *Prinzip Hoffnung* zurück und erinnere mich, schon beim ersten Mal, da ich es studierte – es war während meines Studienjahres in Kairo, zumeist nachts im Teehaus, die Wasserpfeife im Mund und die freundlichsten Geräusche Arabiens im Ohr – ich erinnere mich, daß ich schon als Zweiundzwanzigjähriger vor allem dachte, wie fern es mir sei, das *Prinzip Hoffnung*, das noch von meinen älteren, den Ausläufern Achtundsechzigs noch berührten Brüdern gepriesen worden war. Ich studierte es fasziniert, eben weil ich es nicht mehr verstand, weil ich eine Stimme vernahm, die eindringlich und ernst und wahrhaftig klang, aber eine Sprache sprach, die ausgestorben war und mit meiner Sprache, meiner Welt, meiner Wahrnehmung nichts mehr zu tun hatte. In keinem anderen Buch habe ich so schmerzlich gelernt, daß die Menschen einmal

mit der Hoffnung aufwachsen. Und ich lernte, daß es noch nicht lange her war, zwei, drei Jahrzehnte nur. Sagenhaft jene Zeiten, in denen ein Autor die "Grundrisse einer besseren Welt" skizzieren konnte, ohne zu lügen.

Bloch ist veraltet. Aber der Befund spricht nicht gegen ihn, er spricht gegen uns. Und ich glaube, die eigentliche Kraft, die Blochs Philosophie heute entwickeln kann, die Schärfe und die Provokation, liegt nicht in den Versuchen, seine Gegenwärtigkeit mühsam zu behaupten, sondern im Gegenteil: die Distanz, die uns trennt, schmerzhaft zu empfinden. Bloch muß nicht aktualisiert, er muß erinnert und gegen die Gegenwart gelesen werden, damit sie nicht alles bleibt. Wenn ich sage, daß die philosophischen Hauptschriften – von seinen philosophiegeschichtlichen Traktaten und schon gar von seinen herausragenden Hinführungen zu Hegel spreche ich hier nicht –, wenn ich also sage, daß die philosophischen Hauptschriften Blochs veraltet seien, meine ich deshalb nicht, daß sie nicht gelesen werden müßten. Im Gegenteil sagt Bloch mir noch in seiner Fremdheit, seiner Antiquiertheit, seinen hinreißenden und ärgerlichen Anmaßungen mehr als fast alles, was heute philosophisch geschrieben wird. Eben weil wir ihn hinter uns gelassen haben, lesen wir in ihm, was wir verloren haben. Vielleicht ist auch der Begriff des Veralteten ganz falsch: *Das Prinzip Hoffnung* ist voller Jugend, aber vielleicht sind wir, ist unsere Zeit und meine Generation zu alt geworden, als daß Bloch unmittelbar zu uns spräche.

Professor Hobsbawm wird es besser beurteilen können, aber mir scheint, als könne man die unsere auch als eine Epoche charakterisieren, die jedweden Messianismus diskreditiert, die die Hoffnung ausgetrieben hat oder jedenfalls alles daran setzt, sie auszutreiben. Die Utopie, einst wertvollstes Gut und Rettungsring der Menschheit, wird zum Betrug. Die technologische Klimbim verdeckt nur unzureichend die Scharlatanerie, die heute in der kommerziell betriebenen Zukunftsgläubigkeit liegt und inzwischen auch bei uns staatlich gesponsort wird. Wie unendlich banal und billig kommt etwa eine Dreißig-Millionen-Ausstellung wie die Berliner "Sieben Hügel" daher, vergleicht man sie mit den Zukunftsentwürfen, die der damals bettelarme Ernst Bloch im *Prinzip Hoffnung* aus allen Kulturen und Zeiten zusammengetragen hat. Ich nenne den Aspekt des Geldes mit Bedacht, denn die neuen Utopisten vertreten, bewußt oder unbewußt, das Interesse der absolut gesetzten Marktwirtschaft. Das "bürgerliche" Interesse hätte Bloch es genannt. "Das bürgerliche Interesse", schrieb er, "möchte gerade jedes andere, ihm entgegengesetzte, in das eigene Scheitern hineinziehen; so macht es, um das neue Leben zu ermatten, die eigene Agonie scheinbar grundsätzlich, scheinbar ontologisch." Das ist, wenn ich mich betrachte und umsehe, ohne Zweifel gelungen: die Agonie erscheint vielen von uns eine ontologische zu sein, was sie, wie Bloch und all die Zivilisationen, die ihn hervorgebracht haben, lehren, was sie nicht ist. Aber Bloch, der zwar Visionär, aber nicht Illusionist war, Bloch, der Hitlers Gewalt früher als jeder andere Autor, in den frühen zwanziger Jahren bereits, beim Namen genannt und vorausgesehen hat, Bloch hat auch die Wendung vorausgesehen, die der Gedanke des Utopischen nimmt, wenn alle Utopie erledigt ist: "Die Hoffnungslosigkeit", schreibt er, "ist

selber, im zeitlichen wie sachlichen Sinn, das Unaushaltbarste, das ganz und gar den menschlichen Bedürfnissen Unerträgliches. Weshalb sogar der Betrug, damit er wirkt, mit schmeichelhaft und verdorben erregter Hoffnung arbeiten muß. Weshalb gerade wieder die Hoffnung, doch mit Einsperrung auf bloße Inwendigkeit oder mit Vertröstung aufs Jenseits, von allen Kanzeln gepredigt wird." Das hat Bloch geschrieben, in den späten dreißiger oder frühen vierziger Jahren, nehme ich an. Das hat Bloch vorausgesehen. Er war also nichts weniger als naiv. Er hat nur nicht mit dem Schlimmsten gerechnet: daß der Betrug recht behält. "Nun: mögen die Toten ihre Toten begraben", schrieb er; "der beginnende Tag hört noch in der Verzögerung, die ihm die überständige Nacht zuzieht, auf anderes als auf das verwesend schwüle, wesenlos nihilistische Grabgeläute." Was macht der Tag, wenn er längst eingesehen hat, daß er nicht mehr beginnt? Er verzieht sich. Und also ist selbst die geläuterte Vision eines Dritten Weges zusammengeschrumpft auf das Wahlprogramm Tony Blairs und der Sozialismus auf Gerhard Schröder.

Bloch hat *Das Prinzip Hoffnung* zwischen 1938 und 1947 im amerikanischen Exil geschrieben; die Jahreszahlen sind zu Beginn des Buches ausdrücklich vermerkt. Man sollte sie sich vor Augen halten: Während des Zweiten Weltkriegs schrieb ein deutscher Marxist, der sich über den real existierenden Sozialismus kaum noch Illusionen machte, ausgerechnet im ungeliebten amerikanischen Exil ein monumentales Buch über die Hoffnung, als wollte er den Benjaminschen Satz "Überall gibt es Hoffnung, nur nicht für uns" mit aller Gewalt und aller Verzweiflung widerlegen, als wollte er sich und seinen Lesern, von denen er nicht einmal wissen konnte, ob er sie je erreichen würde, als wollte er ihnen zurufen: "Wenn es Hoffnung gibt, dann auch für uns." Die Größe, die in diesem Entwurf liegt, die auf jeder Seite bekämpfte Trauer und auch der biblische Starrsinn – natürlich paßt Ernst Bloch nicht in unseren kümmerlich-behaglichen europäischen Frieden. Natürlich lohnt es, ihn zu lesen und zu lehren. Eben weil er uns nicht paßt. Ich danke Ihnen.

Ludwigshafen, 5. November 2000

© Navid Kermani